# Die Heimat der Indogermanen und der Germanen

Karl Helm


FROM THE LIBRARY OF
KONRAD BURDACH
SIGILLUM UNIVERSITATIS CALIFORNIENSIS
FIAT LUX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Karl Helm ❧ ❧ ❧

Die Heimat der Indogermanen und der Germanen.

Sonderabdruck
aus den Hessischen Blättern für Volkskunde Bd. III Heft 1 1905.

# Die Heimat der Indogermanen und der Germanen.

Von Karl Helm, Gießen.

Die Volkskunde kennt keine zeitlichen Grenzen. Wenn sie auch in erster Linie das Volksleben der Gegenwart betrachtet, so sucht sie dasselbe doch historisch zu verstehen und wendet deshalb den Blick zurück in die Vergangenheit bis in die graue Urzeit, in welcher sich die Spuren unseres Geschlechtes verlieren. So mag es gestattet sein, auch hier Gegenstände der indogermanischen und germanischen Altertumskunde zu behandeln[1]).

## I.

Unter den Fragen der indogermanischen Altertumskunde gibt es keine zweite, die so vielfach erörtert worden ist[2]), wie die nach der Urheimat der Indogermanen; auf sie trotzdem wieder einmal zurückzukommen, dazu berechtigt uns die Tatsache, daß all diese Erörterungen zu einem allgemein als richtig anerkannten Resultat bis jetzt nicht geführt haben. Nachdem zuerst und lange Zeit hindurch die asiatische[3]) Heimat als etwas sicheres gegolten hatte, vielen

---

[1]) Es werden im folgenden einige häufig zu nennende Werke mit nachstehenden Abkürzungen zitiert.

Ratzel, Anthropogeographie oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte (= Bibliothek geographischer Handbücher, Bd. IV); zitiert: Ratzel, Anthr., I[1], I[2] (= Bd. I erste resp. zweite, völlig umgearbeitete Auflage) und II (nur in erster Auflage erschienen).

Ratzel, Der Ursprung und das Wandern der Völker geographisch betrachtet. (I) Erste Mitteilung: Zur Einleitung und Methodisches. Berichte über die Verhandlungen der Kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 50 (1898) S. 1ff. Zitiert: Ratzel, Berichte I. (II) Geographische Prüfung der Tatsachen über den Ursprung der Völker Europas, ebenda 52 (1900) S. 23ff. Zitiert: Ratzel, Berichte II.

Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, deutsche Ausgabe von O. L. Jiriczek, Straßburg 1897. 1898. Zitiert: S. Müller.

[2]) Die bis 1889 erschienene wichtigere Literatur ist verzeichnet und besprochen bei O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte [2], S. 111ff., die spätere (bis 1901) in Schraders Reallexikon der idg. Altertumskunde S. 825. Nachzutragen wäre hier von älteren Werken P. v. Bradke, Über Methode und Ergebnisse der arischen Altertumswissenschaft 1890. Von neueren Arbeiten sind wichtig die noch zu nennenden Untersuchungen von M. Much und Kossinna.

[3]) Fast allgemein dachte man an die Länder zwischen dem Hindukusch und dem Kaspischen Meer. Isoliert stehen Piétrement (Les Aryas et leur

sogar als etwas Heiliges, an das nicht gerührt werden durfte, trat seit Anfang der sechziger Jahre die These in den Vordergrund[1]), daß die Indogermanen Asiens aus Europa eingewandert seien und hier die Urheimat des ganzen Volkes gesucht werden müsse; und diese Annahme, anfangs verketzert und verspottet[2]), hat im Laufe der Zeit immer mehr Anhänger gefunden, sodaß sie heute als die herrschende betrachtet werden darf. Allerdings, welchem europäischen Land die Ehre zukomme, die Wiege der Indogermanen zu sein, darüber war man von vornherein nicht einig: Südrußland, die unteren Donauländer, Westrußland, Mitteleuropa, Deutschland, die Länder südöstlich der Ostsee, diejenigen um das westliche Ostseebecken, Skandinavien, selbst Großbritannien und Irland und ein im Meer verschwundenes hypothetisches Festland, das Skandinavien und England verbunden haben soll, wurden herangezogen.

Es lohnt sich kaum, sich alle diese Ansichten mit dem Detail ihrer Begründung und den Namen ihrer Urheber zu merken, da doch höchstens eine unter ihnen die richtige sein kann, wahrscheinlich aber keine völlig den Tatsachen gerecht wird. Übrigens scheinen die meisten Forscher heute geneigt zu sein, sich für die Annahme zu entscheiden, daß die Ursitze der Indogermanen in der Nähe der Ostsee und zwar südlich und östlich oder südlich und westlich derselben zu suchen sind. Da das letztgenannte Gebiet aber zugleich dasjenige ist, in welchem uns in prähistorischer Zeit die Germanen zuerst begegnen, so kommt eine Anzahl von Gelehrten zu dem Schluß, daß wir die Germanen als den in der Urheimat zurückgebliebenen Teil der Indogermanen zu betrachten haben.

Die Wege, die man einschlug, um die Heimatfrage zu beantworten, waren verschieden. Die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft, welche die Untersuchung zuerst in Angriff nahm, ging von dem Gedanken aus, daß es möglich sein müsse, aus dem Wortschatz der indogermanischen Sprachen zu erkennen, wie beschaffen die Natur gewesen sei, in welcher das Urvolk auf-

---

première patrie, Revue de linguistique 1879) und Brunnhofer (Über den Ursitz der Indogermanen 1884 u. Verh. d. Berl. Gesellschaft f. Anthropologie 1899); jener verlegte die Urheimat nach Sibirien, dieser nach Armenien.

[1]) Zuerst ausführlich begründet von R. G. Latham, Elements of comparative philology 1862, aber auch schon früher von ihm selbst und von andern vor ihm ausgesprochen; vergl. auch die Literaturangaben bei Wilser, die Germanen, S. 83 Anm. 23; Ratzel, Anthr. I² S. 362.

[2]) Vergl. V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere ² S. VIII.

wuchs, und welche Kulturstufe es vor der sogenannten Völkertrennung erreicht habe. Die gesuchte Heimat mußte in einem Lande liegen, welches das aus der Sprache erschlossene Naturbild darbot und geeignet schien, die Entwicklung der ebenfalls aus der Sprache erschlossenen Kultur zu ermöglichen oder zu begünstigen.

Daß die Resultate dieser „linguistischen Paläontologie", auf die man die größten Hoffnungen setzte, sehr unsicher sind und nur mit der größten Vorsicht verwendet werden dürfen, und weshalb dies der Fall ist, ist eine heute so allgemein bekannte Tatsache [1]), daß hier nicht weiter darauf eingegangen zu werden braucht.

Neben die Linguistik stellte sich teils als Gegnerin, teils als Bundesgenossin die Anthropologie, um auf Grund der Körperbeschaffenheit der indogermanischen Völker „das Rätsel ihrer Herkunft zu lösen". Die Auskunft, welche die Anthropologen gaben, war kurz die, daß dort wo heute der indogermanische Typus (hoher Wuchs, Dolichokephalie, blonde Haare, blaue Augen, helle Hautfarbe) am reinsten erscheine, das Urzentrum der Ausstrahlung dieser Völker gelegen sei, also in Nordeuropa. Aber der Fehler, den die Anthropologie macht, liegt auf der Hand. Daß es jemals eine reine indogermanische Rasse gegeben habe und daß deren Typus identisch war mit dem bei den Nordgermanen besonders häufigen (aber weder heute noch zu irgend einer Zeit allein herrschenden) Typus, sind ganz unbewiesene Annahmen. Spracheinheit und Rasseneinheit sind zwei Dinge, die streng auseinandergehalten werden müssen [2]).

Überdies müßten, selbst die ursprüngliche Rasseneinheit der Indogermanen zugegeben, sich gegen einen Punkt der anthropologischen Beweisführung schwere Bedenken regen; denn die neuesten anthropologischen Untersuchungen scheinen darzutun, daß die vorausgesetzte Unveränderlichkeit des Schädeltypus innerhalb ungemischter Rassen nicht existiert, daß Brachy- und Dolichokephalie keine konstanten Rassenmerkmale sind, sondern ein Resultat der Lebensweise, sodaß also eine Veränderung dieser ohne Rassenmischung fähig ist, den Schädeltypus eines Volkes zu modifizieren [3]).

---

[1]) Vergl. besonders Bradke, Methode und Ergebnisse; Kossinna, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde VI S. 4. R. Much, Stammeskunde S. 9 ff.; Meringer, idg. Sprachwissenschaft 122 ff.; Kretschmer, Einl in d. Gesch. d. griech. Sprache S. 12 ff. 21 ff. 48 ff. 64 ff. 74 f. Ratzel, Berichte I S. 47.

[2]) Vergl. Ratzel, Berichte I S. 56 ff.

[3]) Vergl. A. Nyström, Über die Formveränderungen des menschlichen Schädels und deren Ursachen. Archiv f. Anthropologie 27. (Zustimmend besprochen von Lissauer, Zeitschrift für Ethnologie 34, S. 159). In ähnlichem

Sollten diese Resultate sich als richtig erweisen, so wird man von jetzt ab die Schädelmessung nur noch heranziehen dürfen, um die Konstanz, den Wechsel oder die Vermischung von Völkern innerhalb kürzerer Zeiträume festzustellen; für solche Zeiten, wie sie in unserer Frage in Berechnung gezogen werden müssen, verliert sie jeden Wert.

Auch die Archäologie hat sich an der Lösung der Aufgabe versucht. Nachdem man früher das Erscheinen von Nephrit- und Jadeïtwerkzeugen als Beleg der asiatischen Heimat herangezogen hat[1]), weil man nur dort Fundstellen dieser Gesteinsarten kannte, ist neuerdings die Archäologie als Verfechterin der nordeuropäischen und zwar westbaltischen Herkunft auf den Plan getreten mit zwei einschlägigen Arbeiten: M. Much, Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung[2] 1904, und G. Kossinna, Die Indogermanische Frage archäologisch beantwortet, Zeitschrift für Ethnologie 34 (1902) S. 161ff. Es berührt merkwürdig zu sehen, wie dieselbe Siegeszuversicht, die einst die Linguisten erfüllte, nun bei den Archäologen wieder hervortritt; der Archäologie stehen nach Kossinna (S. 216) „Hilfsmittel für die Beweisführung in ethnologischen Fragen zu Gebote", welche „Sprach- und Geschichtsforscher nicht einmal ahnen". Hier winkt also das Heil!

Aber sehen wir genau zu, so werden wir schwer enttäuscht. Kossinna verfolgt die Ausbreitung gewisser Typen der Keramik, der Verzierung usw. innerhalb der heute von Indogermanen bewohnten Länder. Für die Archäologie sind diese Ausführungen von größter Bedeutung, und es gelingt ihm auch zweifellos in vielen Fällen, uns eine Vorstellung davon zu geben, wie und auf welchen Wegen einzelne Erscheinungen der nordischen neolithischen Kultur sich mit dieser ausgebreitet haben. Das Hilfsmittel, diese für die Kulturgeschichte wichtigen Ergebnisse für die Ethnologie zu verwerten, bildet ein von K. (S. 162) aufgestellter methodischer Leitsatz, daß zwar „die von Süden nach Norden eilenden Ausbreitungswellen

---

Sinn haben sich auch vor ihm schon andere ausgesprochen, vergl. Kretschmer a. a. O. S. 38ff. Ebenda werden auch die weiteren Bedenken, die gegen die Ergebnisse der Kraniologie vorliegen, besprochen.

[1]) Vergl. H. Fischer, Nephrit und Jadeït. Gegen ihn bes. A. B. Meyers verschiedene Schriften zur Nephritfrage, zuletzt Abhandl. d. kgl. zoolog. Museums zu Dresden 1902/3, wo auch die frühere Literatur verzeichnet ist. Vergl. auch M. Much S. 57f. und Wollemann, Das Ende der Nephritfrage, Globus 83, S. 144.

einer Kultur im allgemeinen nur für Kulturwellen, dagegen die umgekehrt von Norden nach Süden gerichteten Verpflanzungen zusammenhängender Kulturen oder charakteristischer Teile derselben für Ergebnisse von Völkerbewegungen zu halten sind". Nach einem Beweis dieses Satzes fragen wir vergeblich[1]); trotzdem wird auf Grund desselben nun jeder einzelne Fall des Vordringens einer kulturellen Erscheinung in Gegenden, die heute von Indogermanen bewohnt sind, auf einen prähistorischen Vorstoß des indogermanischen Urvolkes in dieser Richtung zurückgeführt. Die sehr nahe liegende Möglichkeit einer Kulturübertragung von einem nördlicher wohnenden indogermanischen Volk zu einem anderen südlicher wohnenden, wird von K. nicht ernstlich in Erwägung gezogen.

Ich fürchte, wir sind berechtigt, dieser archäologischen Paläontologie das größte Mißtrauen entgegen zu bringen. Dabei braucht die Verwertbarkeit der Archäologie für die Ethnologie durchaus nicht ganz geleugnet zu werden, sie scheint mir aber auf zwei besondere Fälle beschränkt zu sein, nämlich wenn es uns möglich ist, einen plötzlichen unvermittelten totalen Kulturwechsel festzustellen oder eine über lange Zeiträume sich erstreckende Kontinuität der kulturellen Grundlage, neben welcher kulturelle Fortschritte ruhig einhergehen können. Im ersten Fall ist ein Wechsel, im zweiten die Kontinuität der Bevölkerung wahrscheinlich.

Keine der drei Wissenschaften, Linguistik, Anthropologie und Archäologie kann sich also rühmen, die Frage nach der Urheimat der Indogermanen beantwortet zu haben. Dies legt natürlich den Gedanken nahe, daß sie ein unerreichbares Ziel vor sich gehabt haben, daß es eine solche Heimat, in welcher vor der sogenannten Völkertrennung die Indogermanen als ein in Körperbeschaffenheit, Sprache und Kultur wesentlich einheitliches Volk gewohnt haben, nie gegeben hat. Ja mit manchen ihrer Ergebnisse weisen die genannten Wissenschaften direkt auf diesen Tatbestand hin: die Linguistik wenn sie zeigt, daß nur ein kleiner Teil des Wortschatzes als indogermanisch gelten darf, — die Anthropologie wenn sie feststellt, daß ein unvermischt auftretender „indogermanischer Typus"

[1]) M. Much, Heimat der Indogermanen S. 48, will im Vorkommen von nordischem Feuerstein an der Saale einen Beleg für die Einwanderung eines nordischen Volkes erblicken. Gewiß mit Unrecht; denn ebenso wie anderes Material war auch der so brauchbare Feuerstein ein geschätzter Handelsartikel. Die Bewohner von Bornholm z. B. bekamen einen großen Teil ihres beträchtlichen Bedarfs an Feuerstein von auswärts.

zu keiner Zeit begegnet, die Archäologie, wenn sie uns lehrt, daß selbst die Erzeugnisse der primitivsten Kultur trotz vielfacher Übereinstimmungen sich doch schon in eine große Zahl mehr oder weniger deutlich gegeneinander abgegrenzter lokaler Gruppen scheiden.

Diese Auffassung, die vielleicht manchem ketzerisch erscheinen wird, erhält eine sehr wertvolle Stütze seitens der modernen Ethnologie und Anthropogeographie. Man hat die Bedeutung dieser Wissenschaften für unsere Frage meist viel zu gering angeschlagen [1]), während sie uns doch allein durch ihre Lehren über die Gesetze und die Natur der primitivsten Völkerbewegungen ein gesichertes Fundament geben, auf welchem wir weiterbauen können. Jede Theorie, welche sich nicht in Einklang setzt mit den Ergebnissen der Anthropogeographie, muß deshalb meines Erachtens von vornherein als verfehlt betrachtet werden.

Nach den beiden genannten Disziplinen vollzieht sich die Ausbreitung des Menschen über die Erde [2]) nicht durch planvolle Züge von Völkern, sondern durch zerstreute [3]) und unbewußte [4]) Wanderungen einzelner oder weniger — vergleichbar der Ausbreitung der Pflanzen und Tiere [5]).

Diese Art der Ausbreitung fällt in ein nahezu kulturloses Stadium des Menschen, in welchem derselbe überaus bedürfnislos und ebendeshalb von unbegrenzter Anpassungsfähigkeit als „Sammler" [6]) sein Dasein nur von dem fristet, was ihm die Natur freiwillig zur Nahrung bietet: Wurzeln, Beeren, Insekten, Schaltiere usw. Erst unter dem Druck der Not, d. h. wenn die natürlichen Bedingungen, die ihm dies Leben zu führen gestatteten, schwinden, beginnt er sich von der gewohnten Abhängigkeit von der Natur loszureißen und für sich selbst zu sorgen, woraus allmählich eine planvolle Benutzung

[1]) Auch Kossinna, a. a. O. S. 162 unterschätzt dieselbe.

[2]) Für Nord-Europa kommt hier natürlich nur die Neubesiedelung nach der Eiszeit in Betracht, vergl. Ratzel, Berichte II, S 44 ff.

[3]) Ratzel, Anthr. I² S. 135.

[4]) Ebenda S. 131 ff.

[5]) Ebenda S. 132, 134: „Der Vergleich mit pflanzlichen und tierischen Wanderungen ist mehr als ein Bild; er geht in die Tiefe, wo das gemeinsame der organischen Bewegung überhaupt liegt."

[6]) Vodskov, Sjaeledyrkelse og Naturdyrkelse I, S. XXXII. Genaueres über V's trotz seiner Einseitigkeit bedeutsames Werk findet man in Kauffmanns ausführlichem im allgemeinen zustimmendem Bericht im Anzeiger für Deutsches Altertum 1892, S. 21 ff. Vergl. auch Chantepie de la Saussaye, The religion of the Teutons S. 45 f.; S. Müller I, S. 21.

der von der Natur gegebenen Hilfsmittel und in gewissem Grade eine Beherrschung der Natur entspringt[1]). Hand in Hand mit der Ausbreitung über weite Strecken[2]) und noch mehr mit dem Übergang zu den ersten Errungenschaften einer primitiven aber doch schon an jedem Ort wieder etwas anders gearteten Kultur[3]), geht eine erste Differenzierung[4]) vor sich, infolge deren die ursprüngliche Gleichförmigkeit[5]) der Menschen schwindet und sich eine große Zahl kleiner Gruppen herausbildet, die sich so zu einander verhalten, daß sie eine Kette „kontinuierlicher Varietäten" bilden[6]), daß also benachbarte oder sonst in steter Berührung bleibende nur verschwindende Unterschiede aufweisen, daß dagegen mit der Entfernung und den zunehmenden Verkehrshemmungen[7]) die Verschiedenheiten wachsen. Die der immer weitergehenden Differenzierung entgegenwirkenden Beeinflussungen[8]) allerlei Art bilden dann innerhalb eines bestimmten Verkehrsgebietes sekundäre volkliche, sprachliche und kulturelle Gemeinschaften[9]) heraus, bei deren Aufeinanderstoßen nun erst mehr oder weniger deutlich ausgeprägte Grenzen (Grenzsäume[10])) entstehen[11]).

---

[1]) Vergl. Vodskov S. XLVIII; Ratzel, Anthr. I², S. 492.

[2]) Wo das Urzentrum aller dieser Ausbreitung liegt, berührt uns hier nicht mehr.

[3]) Über die Ortsgebundenheit der Kultur siehe Vodskov S. XXI ff. Die Beziehungen zwischen dem Menschen, seiner Kultur und den natürlichen Bedingungen, unter denen er lebt, behandelt Ratzels Anthropogeographie in extenso.

[4]) Ratzel, Anthr. I² S. 192 f.; Derselbe, Berichte II S. 128 f.

[5]) Diese ist ein naturwissenschaftliches Postulat.

[6]) Vergl. unten Anm. 11 — Ratzel, Berichte II, S. 56: „Verbreitungsreihen verwandter Arten, deren Wohngebiete wie die Glieder einer Kette nebeneinanderliegen."

[7]) Die Bedeutung der Verkehrsverhältnisse für die Ethnologie behandelt Schütte: Über die politische Geographie der nicht klassischen Völker Europas, Indogermanische Forschungen XV, S. 211 ff. Vergl. auch Ratzel, Anthr. II, S. 525 f.; politische Geographie S. 403 f.

[8]) Besonders wichtig ist dafür eben die Beschränkung dieser Wanderungen auf ein bestimmtes Gebiet, innerhalb dessen gleichsam ein Hin- und Herwogen der Bewohner stattfindet.

[9]) Ratzel, Anthr. I¹ S. 468: „Gemeinsamkeit der Sprache, des Glaubens, der Sitten, Anschauungen und vor allem, was man National- oder Volksbewußtsein nennt, das sind alles nur Gewänder, welche verhüllend und gleichmachend über verschiedenes geworfen sind."

[10]) Ratzel a. a. O. I² S. 264 ff.; politische Geographie S. 447 ff.

[11]) Dieser Vorgang ist also ganz analog dem, den J. Schmidt (Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprache), schon für die

Auf Grund dieser anthropogeographischen Tatsachen ist der Schluß unabweisbar, daß es Ursitze eines Volkes in dem meist angenommenen Sinne nicht gibt[1]), daß wir vielmehr „den Ursprung einer Völkerfamilie nicht in einem engen, sondern vielmehr in einem weiten Gebiete suchen" müssen (Ratzel a. a. O. I² S. 176).

Nehmen wir dies aber prinzipiell an, so dürfen wir natürlich auch für die Indogermanen nicht grundlos eine Ausnahmestellung unter den Völkern verlangen. Wir müssen vielmehr anerkennen, daß auch die indogermanische Einheit, die uns am deutlichsten in den Sprachen entgegentritt, keine ursprüngliche sein kann. Sie muß vielmehr aus zahllosen Gruppen kulturarmer Menschen, in welchen vielleicht verschiedene Bevölkerungsschichten[2]) seit lange gemischt waren, durch gegenseitige Beeinflussung aller Art erwachsen sein innerhalb eines durch die natürlichen Verhältnisse gegebenen Verkehrsgebietes[3]). Wenn wir dieses Gebiet feststellen wollen, so haben wir natürlich von den jetzigen Wohnsitzen der Indogermanen auszugehen (Ratzel, Berichte II S. 119). Von den heute von Indogermanen bewohnten

Ausbildung und Abgrenzung der indogermanischen Einzelsprachen annahm. Deshalb kam auch oben schon der von ihm mit Beziehung auf die dialektische Differenzierung der Ursprache gebrauchte Ausdruck der kontinuierlichen Varietäten in Anwendung.

[1]) Ratzel, Anthr. I² S. 116: „Was die Theorie des einzigen „Ursitzes" verlangen würde, daß nämlich ein Volk bis zu einem bestimmten Zeitpunkt sich ganz ruhig und fest zusammenhalte, um plötzlich nach allen Seiten auszuschwärmen und Tochtervölker in größeren oder geringeren Entfernungen zu gründen, können wir nicht einmal als möglich gelten lassen. So ist aber offenbar die Auffassung vieler, die über die arischen Wanderungen geschrieben haben, daß plötzlich die bis dahin ruhigen, in engen Bezirken weidenden arischen Hirten der Trieb in die Ferne ergriffen und fortgeführt habe, wo sie dann in neuen Sitzen ebenso ruhig weiterlebten wie vor diesem unmotivierten Sturm in den alten." Derselbe, Berichte I, S. 70.

[2]) Ratzel, Anthr. I² S. 197.

[3]) Man vergleiche nochmals eine Äußerung Ratzels über die Entstehung der indogermanischen Einheit, Berichte II S. 144: „Mit dieser Rassenentwicklung . . . kann die Ausbreitung der arischen Sprachen in Europa und Asien nur insofern in Verbindung gebracht werden, als diese Sprachen, als sie sich entwickelten, die Rassen vorfanden, die im quartären Europa sich festgesetzt hatten. Aus ihnen bildete sich eine neue Völkerverwandtschaft durch die uralten Prozesse des Verkehrs, der Eroberung, der Kolonisation, der Verschmelzung und auch der Ausrottung." R. nimmt allerdings an, daß „die Hinzukunft von Einwanderern aus Vorderasien" bei Bildung dieser Völkerverwandschaft eine Rolle spielt, den Grundstock derselben müssen wir aber seinen eigenen Ausführungen nach zweifellos in den hier seit altersher ansässigen Menschen erblicken.

Ländern müssen nun alle die außerhalb jenes ursprünglichen Verkehrsgebietes gelegen haben, welche durch große den Verkehr hindernde Schranken abgeschlossen sind: also Indien, Iran, Armenien und Vorderasien, das Donau- und Alpengebiet, die apenninische und die pyrenäische Halbinsel. In diese Länder können die Indogermanen erst später als Einwanderer gelangt sein[1]) und sie fanden überall eine anders geartete Bevölkerung[2]) vor, der sie zwar ihre Sprache aufzwangen, in der sie aber selbst allmählich aufgingen.

Anders liegen die Verhältnisse in den diesen Ländern nördlich vorgelagerten weiten Ebenen von Zentralasien bis Nordwesteuropa, die nirgends nennenswerte Verkehrshindernisse aufweisen[3]); denn die wenigen, die vorhanden waren, konnten leicht umgangen werden. Diese ganze Ländermasse, von welcher jetzt die meisten Forscher nur je ein Eckchen als die Urheimat in Anspruch nehmen, kann das ursprüngliche Verkehrsgebiet der späteren Indogermanen gebildet haben. Hier kann ihre Einheit erwachsen sein aus den Menschen, die sich nach Ablauf der Eiszeit über dies Gebiet ausgebreitet haben. Wir hätten darnach also an Stelle der beschränkten europäischen oder asiatischen Urheimat ein ursprüngliches großes asiatisch-europäisches (eurasisches) Ausbreitungsgebiet[4]) gewonnen, in welchem die Indogermanen als solche[5]), eben weil sich hier erst ihre ethnologische Einheit herausbildete als autochthon[6]) zu betrachten sind. Die genauere Abgrenzung und Gliederung des

---

[1]) Hier, aber auch nur hier, wird ihr Auftreten den kriegerischen Charakter gehabt haben, den Kossinna (Zeitschrift für Ethnologie 34 S. 176) für die ganze indogermanische Ausbreitung annimmt.

[2]) Ratzel, Berichte II S. 122 ff.

[3]) Ratzel, Berichte II S. 75: „Die Völkerbewegungen können von jetzt an (gemeint ist: nach der Eiszeit) nur als eurasische verstanden werden."

[4]) Seitens der Sprachforschung ist dies wenigstens als das einzig erreichbare zugegeben von Brugmann, kurze vergleichende Grammatik § 12. Er hält es jedoch nicht für das ursprüngliche, sondern denkt sich weiter zurück ein auf kleinem Gebiet hausendes Urvolk, ohne dies Gebiet genauer bestimmen zu wollen. Ähnlich äußern sich Meringer, a. a. O. S. 136, Kretschmer, a. a. O. S. 60. 63 f., während andere neuere Forscher sich doch wieder für ein bestimmtes kleineres Gebiet als Urheimat entscheiden.

[5]) Nicht aber die ihnen zu Grunde liegenden Bevölkerungselemente. Woher diese einst gekommen sind, hat mit der indogermanischen Frage nichts zu tun, da die Ausbreitung des Menschen, wie auseinandergesetzt wurde, der Ausbildung dieser sekundären Völkerverwandtschaften vorausgeht.

[6]) Die einzelnen indogermanischen Völker in ihren heutigen Sitzen natürlich nur soweit nicht durch spätere Wanderungen Verschiebung stattgefunden hat.

Gebietes kann nun vielleicht mit Hilfe der Linguistik und anderer Wissenschaften gelingen.

Ich gehe jedoch darauf im allgemeinen nicht ein, sondern beschränke mich auf einen speziellen Punkt, der mir als Germanisten zunächst liegt: auf die Frage nach der Heimat der Germanen.

## II.

Die Frage nach der Urheimat der Germanen (wie jedes beliebigen anderen Einzelvolkes) war natürlich mit jeder Beantwortung der Frage nach der Urheimat des Gesamtvolkes der Indogermanen implicite ebenfalls beantwortet. Es ergab sich nun aber die wichtige Aufgabe, zwischen dieser Urheimat und den historisch bekannten Sitzen, sofern sie sich nicht von vornherein deckten, eine Brücke zu schlagen. So ist es selbstverständlich, daß die Anhänger der asiatischen, osteuropäischen, ostbaltischen Theorie eine Einwanderung der Germanen in ihre späteren Sitze annehmen mußten, und es galt nur noch die Zeit dieser Einwanderung und eventuell die Gegend, wo sie zuerst erfolgte (die zweite Heimat), festzustellen. Dies schien sehr leicht, so lange man es als eine gegebene Tatsache annahm, die Indogermanen hätten als das Kulturvolk κατ' ἐξοχήν schon in ihren Ursitzen eine höhere Kulturstufe als die damalige übrige Menschheit erklommen und hätten wandernd überall eine kulturell tiefer stehende Urbevölkerung überrannt, absorbiert oder abgelöst. Je nach der Höhe der Kultur, die man den Indogermanen zuschrieb, ergab sich die Zeit, in welcher sich die Vorfahren der Germanen auf dem in historischer Zeit von ihnen bewohnten Boden zeigten.

Nur der Vollständigkeit wegen sei kurz verwiesen auf die abenteuerliche Annahme, daß sie als reisige Kriegshelden mit Eisenwaffen wohl gerüstet in Mitteleuropa und Nordeuropa eingezogen seien, wo die Bevölkerung der Bronzezeit ihnen erlegen sei. Bald erkannte man, daß man sie zu hoch taxiert hatte, und man ließ sie als die Träger der Bronzekultur auf den Plan treten. Auch diese Annahme wurde unhaltbar, als man erkannte, daß zwischen Stein- und Bronzezeit in keiner Beziehung eine scharfe Grenze gezogen werden kann, daß vielmehr die kulturelle Grundlage beider Perioden durchaus die gleiche ist und die jüngeren Errungenschaften langsam und in einem großen Zeitraum erst erworben werden und nicht mit einem Male als etwas fertiges und vollendetes auftreten, — und als es gar endlich gelang nachzuweisen, daß die Bevölkerung der jüngeren Steinzeit mit der der Bronzezeit in der Körperbe-

schaffenheit übereinstimmte. So wird heute allgemein angenommen, daß die Vorfahren der Germanen bereits in der jüngeren Steinzeit in ihren frühesten historisch erkennbaren Sitzen zum mindesten in den Küstenländern des westlichen Ostseebeckens, auf den dänischen Inseln und im südlichsten Schweden ansässig waren. Man vergleiche O. Montelius, om våra fördäders invandring till Norden, deutsch von J. Mestorf im Archiv für Anthropologie XVII, S. 151 ff. F. Kauffmann, Anzeiger für deutsches Altertum 1892, S. 26 f.; Kossinna, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde VI, S. 1 ff.; Bremer, Ethnographie in Pauls Grundriß § 50—52; M. Much, die Kupferzeit in Europa² 312 ff; R. Much, Stammeskunde S. 26; S. Müller I S. 209 ff.; Zinck, Stenalderstudier III, S. 20.

Gehen wir weiter zurück, so müssen wir aus Mangel an Material von Mecklenburg und Schleswig-Holstein fast ganz absehen; diese scheinen damals nur sehr gering bevölkert gewesen zu sein, offenbar weil es an der Möglichkeit fehlte, dort ohne Ackerbau eine größere Menschenzahl zu ernähren; dasselbe gilt für Schweden. Desto deutlicher zeigen sich die Spuren menschlicher Niederlassung in Dänemark, wo die Muschelhaufen[1]) uns die Existenz eines primitiven Menschen erkennen lassen, der wesentlich von der Nahrung abhängig war, die ihm das Meer bot, wenn er auch daneben Landtiere jagte[2]). Ich spreche deshalb im folgenden nur noch von diesen dänischen Verhältnissen, brauche jedoch dafür nach Müllers Vorgang den Ausdruck „nordisch", wodurch ich anzeigen will, daß die ge-

[1]) Für nicht sachkundige Leser bemerke ich, daß es sich hier um die Abfallshaufen handelt, die sich an den Wohn- und Speiseplätzen dieser Menschen angesammelt haben. Nachdem man sie lange als natürliche Strandbildungen gedeutet hatte, haben **Worsaae** und **Steenstrup** im Jahre 1851 die richtige Erklärung dafür gefunden. Sie nannten sie **Kjøkkenmøddinger**, d. i. Küchenabfälle. Als Muschelhaufen (**skaldynger**) werden sie bezeichnet, da sie hauptsächlich aus Millionen von Muscheln (besonders Austern, Herz- und Miesmuschel) bestehen. Neuerdings wird in Dänemark die farblose Bezeichnung **Affaldsdynger** (Abfallhaufen) vielfach vorgezogen.

Solche Haufen finden sich nicht nur in Dänemark, sondern an fast allen Küsten Westeuropas (in Frankreich, Portugal, Irland) ebenso in Sardinien, an der Ostküste Nordamerikas (Florida, Massachusetts, Georgia) in Chile und Japan. Man orientiert sich am besten bei S. Müller, I S. 3 ff. bei Hörnes, die Urgeschichte der Menschen S. 228 ff., auch in dessen kleiner Urgeschichte der Menschheit (Sammlung Göschen Nr. 42) S. 50 ff.

[2]) Sie jagten Strand- und Schwimmvögel, Hirsch, Reh und Wildschwein, fingen von Fischen vorwiegend Schollen, Dorsch, Häring und Aal; vergl. S. Müller I S. 8; **C. G. J. Petersen, H. Winge og O. Winge. Dyrelevninger fra aeldre og yngre Stenalders Bopladser, Aarbøger f. nord. Oldkyn-**

nannten Erscheinungen zwar zu ihrem überwiegenden Teil dem heutigen Dänemark angehören, daß aber auch aus den benachbarten Ländern[1]) vereinzelte gleichartige Erscheinungen dazu zu stellen sind.

Fast allgemein wird nun heute noch der Kulturfortschritt, der die jüngere[2]) nordische Steinzeit (die Zeit der Steingräber) gegenüber dieser älteren[3]) (der Zeit der Muschelhaufen) charakterisiert, mit einer „Einwanderung der Germanen" in diese Länder in Zusammenhang gebracht[4]) — nicht immer mit klaren Worten,

dighed 1888, S. 310ff. Über die Bedeutung, welche aber die Schaltiere für ihre Ernährung hatten, siehe S. Müller, a. a. O. I, S. 7. 14ff.

[1]) In Schleswig-Holstein kennen wir mit Sicherheit zwei Wohnplätze dieser älteren Zeit, welche dieselben Geräte und Mahlzeitenreste enthalten wie die dänischen Kjøkkenmøddinger: zu Ellerbek am Kieler Hafen und zu Süderballig an der Gjenner Bucht. Dazu kommt wahrscheinlich ein dritter bei Groß-Dunsum auf Föhr (vergl. S. 28 Anm. 6). Bei Neustadt in Holstein hat man zwar die Steingeräte gefunden (vergl. Brüchmann, Mitteilungen des anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein 1896, S. 1ff. Archiv f. Anthropologie Schleswig-Holsteins II, 3), aber die Muscheln selbst sind offenbar vom Meere weggeschwemmt worden; sicher sind manche Muschelhaufen in dieser Weise dem Vordringen des Meeres zum Opfer gefallen.

[2]) Über diese Zweiteilung der nordischen Steinzeit und den Streit, der sich darüber zwischen Worsaae und Steenstrup erhob, vergleiche man S. Müllers Ausführungen und Litteraturangaben Nord. Altertumskunde I, S. 39ff. Steenstrups Auffassung (Kjøkkenmøddinger S. 15ff., auch bei Ersch und Gruber 2te Sektion, T. XXXVI, S. 336ff.), die Kjøkkenmøddinger und Steingräber seien als gleichzeitig zu betrachten, zählt nur noch wenige Anhänger: soviel ich sehe nur L. Zinck, Stenalderstudier I. II; Kauffmann Zeitschr. f. d. Phil. 31, S. 392. Auch Ratzel, Berichte II, S. 100 sieht in den Muschelhaufen nicht Zeichen einer Kulturperiode, sondern „eines örtlich beschränkten Kulturzustandes, der sehr gut mit anderen höheren gleichzeitig sein konnte".

[3]) Daß dieser ältere Abschnitt der nordischen Steinzeit nicht zusammengeworfen werden darf mit der großenteils in eine andere geologische und klimatische Epoche fallenden europäischen Paläolithik sei hier zum Überfluß ausdrücklich hervorgehoben; die Zeit der Muschelhaufen ist nur der letzte und jüngste Ausläufer derselben; vergl. auch Undset, Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og historie 1889, S. 188. 197. Wo im folgenden die Ausdrücke: paläolithisch, neolithisch, ältere und jüngere Steinzeit gebraucht werden, haben sie natürlich die durch die nordischen Verhältnisse bedingte beschränkte Bedeutung. — Die Spuren von Menschen, welche vor der Zeit der Muschelhaufen in den nordischen Ländern gewohnt haben, sind bisher zu gering, um irgend welche Anhaltspunkte zu geben; vgl. S. Müller, I S. 42f.

[4]) Vergl. u. a. Bremer, Anz. f. d. Altert. 18, S. 413ff. Undset, a. a. O. S. 189. 195; Schrader, Reallexikon S. 825, derselbe gibt jedoch zu, daß diese Auffassung nicht als „wissenschaftlich erwiesen gelten kann".

aber auch das Stillschweigen eines Autors darf gewiß meist dahin gedeutet werden, daß der betreffende diese Theorie als richtig anerkennt, die von Seiten der Fachleute wenigstens einen scharfen Widerspruch bisher überhaupt nicht erfahren hat. Allerdings sind nicht alle, die sich mit diesen Fragen beschäftigt haben, unbedingte Anhänger der besprochenen Theorie. S. Müller kommt a. a. O. I S. 208 ff. zwar zu einem non liquet, im allgemeinen setzt seine Darstellung aber oft die Einheit der Bevölkerung beider Zeiten voraus, z. B. seine Ausführungen I S. 56, und entschiedener spricht er sich dafür aus in der Zusammenfassung Affaldsdynger[1]) S. 175. R. Much, (a. a. o. S. 27) beschränkt sich auf die Feststellung, es fehle an Beweisen dafür, daß das Volk der Muschelhaufen ein Teil der Indogermanen gewesen sei; er hält also ebenfalls die Möglichkeit, daß dies der Fall gewesen, nicht von vornherein für völlig ausgeschlossen[2]). Auch Kauffmann (a. a. O. S. 27) meint, es sei denkbar, daß es der Zukunft gelingen könne, „den schroffen Gegensatz der älteren und jüngeren Steinzeit in ähnliche Übergangsphasen aufzulösen, wie solche den Eintritt der Bronze und des Eisens begleiten".

Merkwürdig ist die Stellung, die M. Much und Kossinna in diesem Punkte einnehmen. Da sie beide die Urheimat der Indogermanen in den westbaltischen Ländern suchen und die Germanen als die in der Heimat gebliebenen Indogermanen betrachten, so sollte man meinen, daß sie mit Entschiedenheit es aussprächen: auch die Bevölkerung der älteren Steinzeit ist indogermanisch. Sie tun das nicht. Kossinna wird von der Frage nicht direkt berührt, da das ganze Material, mit dem er arbeitet, nur der jüngeren Steinzeit angehört; und er verzichtet darauf, weiter rückwärts zu blicken. M. Much kommt mehrmals auf unsere Frage zu sprechen, ohne aber entschiedene Stellung zu ihr zu nehmen; er hält die Identität der Bevölkerung wohl für möglich, entscheidet sich aber

---

[1]) **Affaldsdynger fra Stenalderen i Danmark, undersøgte for Nationalmuseet af A. P. Madsen, S. Müller, C. Neergaard, C. G. J. Petersen, E. Rostrup, K. J. V. Steenstrup, Herluf Winge, Paris 1900.**

[2]) Auf demselben Standpunkt steht wohl auch Noreen, wenn er im Grundriß der germ. Philologie I² S. 519 sagt, es stehe fest, daß die Germanen schon um Christi Geburt im Norden waren, „ja vielleicht schon im Anfang des sogen. Steinalters (im 3. Jahrhundert vor Chr.)". — Beltz (Urgeschichte von Mecklenburg S. 9) neigt offenbar auch dazu, die Bevölkerung der ganzen Steinzeit als Germanen zu betrachten.

nicht dafür (vergl. S. 21). Ja wenn er sagt, daß „das Volk der Muschelhaufen an der Kulturentwicklung während eines Teiles der jüngeren Steinzeit unmittelbar teilgenommen" habe, so folgt daraus, daß er doch eigentlich hier ein anderes Volk als die Indogermanen ansetzt. Ich kann mir diese Zaghaftigkeit nur aus einem starken Nachwirken und einer falschen Auffassung des Satzes von der neolithischen Kultur der Indogermanen erklären, was zur Folge hat, daß Much unwillkürlich an der Grenze zwischen der älteren und jüngeren nordischen Steinzeit halt macht. Praktisch käme dies natürlich auch auf die Annahme hinaus, daß die Urheimat der Indogermanen zwar zu neolithischer Zeit die westbaltischen Länder gewesen sei, daß sie aber dorthin erst irgendwoher eingewandert seien. Ein solches Nachwirken älterer Theorien, das spätere Forscher hindert, ihre abweichenden Ansichten bis zum letzten konsequenten Ende durchzuführen, ist ja nicht selten. Um bei unserem Gegenstand zu bleiben, so hat z. B. die These von der asiatischen Herkunft der Indogermanen ganz ebenso auf Fr. Müller (Probleme der Linguistik und Ethnographie 1872) eingewirkt, wenn er zwar Südosteuropa als Urheimat der Indogermanen erweisen will, aber zugesteht, daß sie in kulturloser Zeit hierhin aus dem armenischen Hochland eingewandert seien. Selbst bei Ratzel finden sich noch Spuren des Nachwirkens der asiatischen Hypothese.

Daß uns nicht etwas ähnliches begegnet, davor müssen wir uns sorgfältig hüten. Wir dürfen dem alten Gespenst der eng begrenzten Heimat, in welcher man früher die Indogermanen vor der Trennung der Völker schon zu einem Kulturvolk heranreifen ließ, keinerlei Beeinflussung unseres Gedankengangs gestatten. Vielmehr müssen wir als Grundlage aller weiteren Untersuchung die Erkenntnis festhalten, daß die indogermanische Einheit in der oben auseinandergesetzten Weise aus zahlreichen Gruppen von tiefstehenden Urmenschen innerhalb eines ausgedehnten Verkehrsgebietes erwachsen ist.

Von diesem Standpunkt sieht unsere Frage ganz anders aus. Da die ältesten historischen Sitze der Germanen nicht, wie es z. B. bei Indien der Fall war, durch unüberwindliche verkehrshemmende Schranken von dem großen indogermanischen Ausbreitungsgebiet abgeschnitten sind, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß sie zu diesem gehörten, daß alle die Erscheinungen, welche zur Ausbildung der indogermanischen Einheit führten, nicht an den Grenzen dieses Gebietes halt gemacht haben, — daß also die nach der Eiszeit hier eingewanderten Menschen, die wir in der älteren nordischen

Steinzeit auf einer Übergangsstufe vom Sammler zum Fischer und Jäger antreffen, den Grundstock[1]) des hier in der jüngeren Steinzeit zweifellos nachweisbaren Teiles der Indogermanen bildeten, eben der Germanen. Ob man ihnen selbst schon diesen Namen zuerkennen will, ist schließlich Nebensache; ich tue es, weil dadurch klar ausgedrückt wird, welche ethnologische Stellung ihnen zukommt. Über ihre Sprache ist dadurch nichts ausgesagt.

Diesen Wahrscheinlichkeitsschluß gegenüber der unwahrscheinlicheren Annahme einer neolithischen Einwanderung zur Gewißheit zu erheben, ist unsere Aufgabe. Da hier wie immer das Unwahrscheinlichere in erster Linie des Beweises bedarf[2]) um glaubhaft zu werden, so werden wir uns zunächst darnach umsehen müssen, wie es denn mit den Beweisen für die neolithische Einwanderung steht. Gelingt es nicht, eine solche zweifellos nachzuweisen, so ist das schon ein indirekter Beweis und eine sehr wesentliche Stütze unserer Annahme, für die dann, da ein indirekter Beweis eine Frage nicht definitiv erledigt, noch der direkte positive Beweis geführt werden muß.

Der Beweis für die Einwanderung der Germanen in den Norden zu Beginn der neolithischen Zeit ist auf verschiedenen Wegen versucht worden, die alle nicht zum Ziele führten: mit Hülfe der Anthropologie der Kulturgeschichte und der Archäologie. Beginnen wir mit der ersteren[3]).

Die Leichen aus den Gräbern der jüngeren Steinzeit bieten bekanntlich kein einheitliches anthropologisches Bild. Überwiegend ist der dolichokephale Typus, der mit dem heutigen dänischen und schwedischen Typus so große Übereinstimmung zeigt, daß man schon früh auf die Rassengleichheit der heutigen und damaligen Bevölkerung dieser Länder geschlossen hat[4]). Daneben findet sich jedoch ein zweiter brachykephaler Typus. In den Leichen dieser Art hat man die Reste einer Urbevölkerung erkennen wollen, die in der älteren Steinzeit vor der „Einwanderung" der dolichokephalen „Germanen" im Norden gehaust habe. So einleuchtend dieser Schluß

---

[1]) Vergl. die Anmerkung 2 auf Seite 24.

[2]) Vergl. auch Kretschmer a. a. O. S. 61 f.

[3]) Da es sich hier um verhältnismäßig kurze und vor allen Dingen zusammenhängende Zeiten handelt, ist der Anthropologie auch trotz den Untersuchungen Nyströms wohl erlaubt mitzusprechen.

[4]) Vergl. Virchow, die altnordischen Schädel in Kopenhagen, Archiv für Anthropologie IV, S. 55 ff. und besonders S. 79 ff.; weitere Literatur im Archiv für Anthropologie XVII S. 158 Anm. 2 und S. Müller I S. 209.

von vornherein jedem Anhänger der alten Einwanderungstheorie auch sein mußte, so bedürfte er doch, um gesichert zu sein, erst der Bestätigung durch entsprechende Funde der älteren Zeit.

Das anthropologische Material der älteren Steinzeit kann sich leider weder seinem Umfang noch seiner Beglaubigung nach mit dem Material der späteren Zeiten messen. Gräber der Art, wie sie die jüngere Steinzeit aufweist, begegnen uns vorher nicht, dagegen finden sich häufig in den Muschelhaufen einzelne menschliche Knochen, in einigen Fällen auch nahezu vollständig erhaltene Leichen[1]), also mitten in den Spuren des damaligen Lebens. Eben dieser Lage wegen wird vielfach bezweifelt, daß sie aus der Zeit der Muschelhaufen stammen, und vielmehr angenommen, daß sie jünger sind. Ich halte diesen Zweifel für ungerechtfertigt. Die Fundumstände weisen in den meisten Fällen deutlich darauf hin, daß die Leichen mit den Muschelhaufen gleichaltrig sind, daß vor allem diese nicht etwa nachträglich zum Zweck von Beisetzungen aufgegraben wurden, sondern über den Leichenresten genau dieselbe Beschaffenheit und Struktur aufweisen wie sonst[2])

Überdies kennen wir die Begräbnisarten der späteren Zeiten mit ihren Beigaben, ihrem Totenschutz durch Steinkammern, Steinsetzung, Grabhügel genau genug, um mit aller Bestimmtheit sagen zu können, daß niemals später ein so formloses Niederlegen der Leichen, wie wir es bei denen der Muschelhaufen vorfinden[3]), denkbar gewesen wäre. Dagegen sind uns aus anderen Gegenden Fälle dafür bekannt, daß man auf einer primitiven Kulturstufe die Toten eben auf dem Platze, wo die Lebenden hausten, beisetzte[4]), speziell auch in Muschelhaufen. Ein großer tiefliegender Leichenfund wurde

---

[1]) Vergl. S. **Müller** S. 23; — C. **Neergaard**, Affaldsdynger S. 77 ff. 100 f. 110. 120. 129. 144. 120

[2]) Siehe **Neergaard** a. a. o. S. 79. 100. Besonders zu beachten ist die Lage der Muscheln.

[3]) Die Leichen liegen direkt auf den Muscheln und sind wieder von Muscheln bedeckt (**Neergaard** S. 78. 100): diese sind nicht etwa über ihnen zu Hügeln gewölbt. Beigaben sind nirgends nachweisbar; auch die in der Nähe des Skelettes von Ertebølle gefundenen zwei Spanschaber dürfen wohl nicht so erklärt werden (**Neergaard** a. a. O. S. 79). Die Leichen von Aamølle (**Neergaard** S. 100) lassen Übergang zu späterer Bestattungsweise erkennen, ohne daß sie jedoch deshalb für jünger gelten dürften als die Teile des Muschelhaufens, in welchen sie liegen.

[4]) Dasselbe Verfahren begegnet auch heute noch bei manchen Naturvölkern.

z. B. in einem solchen Haufen bei Lissabon gemacht[1]). Ich glaube mit Müller, daß eine weitere Durchforschung der ja bisher nur zu ihrem kleinsten Teil untersuchten umfangreichen dänischen Muschelhaufen ähnliche Funde zu Tage bringen wird. Aber auch jetzt schon muß aus der erwähnten Unmöglichkeit, die Funde mit späteren Bestattungsgebräuchen in Zusammenhang zu bringen, geschlossen werden, daß sie tatsächlich solche alte primitive Beisetzungen der älteren Steinzeit repräsentieren[2]).

Mit der Beantwortung dieser Frage haben wir nun leider für unseren Gegenstand nicht viel gewonnen. Zwar daß der Habitus dieser Reste, soweit wir ihn kennen, mit dem von Leichen der späteren Zeit nicht in Widerspruch steht[3]), zeigt sich schon darin, daß man, wie gesagt, überhaupt ihr Alter bezweifelt hat. Aber gerade über den Punkt, der anthropologisch der wichtigste ist und auf den es auch für uns in erster Linie ankommt, erfahren wir nichts: über die Beschaffenheit der Schädel. Denn an intakten Schädeln fehlt es vollkommen[4]). Die wenigen Schädel, die überhaupt begegnen, sind so defekt, daß sie keine Messungen erlauben. So ist bei der einen Leiche zu Aamølle[5]) der Unterkiefer mitten durch und die Hirnschale in viele kleine Stücke gebrochen. Bei dem Skelett von Ertebølle[6]) war zwar der Unterkiefer erhalten, aber die Hirnschale war in viele kleine Stücke zerschlagen und lag merkwürdigerweise oberhalb des Beckens. Diese Fundumstände sind an sich von höchstem Interesse, wegen der ihnen zweifellos zukommenden reli-

[1]) Vergl. S. Müller I S. 23 und die dort angeführte weitere Literatur.

[2]) Bei den vereinzelt gefundenen Menschenknochen an Spuren von Kannibalismus zu denken, wäre nur erlaubt, wenn bestimmte Anzeichen darauf hinwiesen, wenn etwa diese Knochen um Brandreste herumlägen. Dies ist meines Wissens bis jetzt nirgends nachgewiesen. Für die jüngere Steinzeit Kannibalismus anzunehmen, wie einige tun (vergl. Archiv für Anthropologie IV 70ff.), halte ich für ganz unzulässig.

[3]) Ob die Reste mehr dem massigeren Bau der späteren Brachykephalen oder dem feineren der späteren Dolichokephalen ähneln, oder ob beide Typen vertreten sind, ist bis jetzt nicht festgestellt, wäre aber bei der Wichtigkeit der Frage wohl eine Untersuchung wert, — falls das Material diese überhaupt ermöglicht. Die Leiche von Ertebølle wird von Neergaard (a. a. O. S. 78) als groß bezeichnet, die erste von Aamølle (a. a. O. S. 100) mißt 1,80 m. Die Zugehörigkeit zu einer großen Rasse steht also fest.

[4]) Virchow, Archiv für Anthropologie IV, kannte noch keine Schädel aus den Kjøkkenmøddingern, auch keine zerbrochenen.

[5]) Affaldsdynger S. 100f.

[6]) A. a. O. 77ff.

giösen Bedeutung[1]), für unsere Frage ist jedoch der daraus sich ergebende Mangel des anthropologischen Materials sehr zu bedauern. Allerdings das Auftreten einiger Kurzschädel würde nichts beweisen, sie müßten schon in Massen und ausnahmslos erscheinen; aber ein einziger Langschädel würde zeigen, daß die Bevölkerung, die in der älteren Steinzeit dort ansässig war, ebenfalls auch schon den „indogermanischen Typus" enthielt. So lange ein derartiger Fund nicht gemacht ist, ist aus dem anthropologischen Material ein solcher Schluß nicht zu ziehen, aber — müssen wir hinzusetzen — auch der umgekehrte Schluß, daß die Vorfahren der Germanen erst mit der jüngeren Steinkultur eingewandert seien, erfährt durch die anthropologischen Funde der älteren Steinzeit bis jetzt keinerlei Stütze; die oben geforderte anthropologische Bestätigung der Behauptung, daß die Bevölkerung der älteren und die der jüngeren Steinzeit verschiedener Rasse gewesen seien, ist nicht geliefert.

Das anthropologische Material der jüngeren Steinzeit muß also, da von früheren Funden kein aufklärendes Licht auf es fällt, hingenommen werden wie es einmal vorliegt. Wir haben uns dieser Tatsache gegenüber nur noch zu fragen, ob denn nicht doch vielleicht die in der jüngeren Steinzeit erscheinende Mischung der Typen für sich allein, ohne den Schatten eines Beweises, die Einwanderung eines derselben zu Beginn dieser Zeit wahrscheinlich macht. Ohne die Möglichkeit absolut zu leugnen, muß man doch nach dem eingangs Gesagten die Wahrscheinlichkeit auch vom anthropologischen Standpunkt für sehr gering erachten; denn die vorliegende Mischung kann verschiedene Gründe haben und kann vor allen Dingen sehr viel weiter zurückreichen. Falls hier wirklich zwei verschiedene Rassenelemente bei ihrer Ausbreitung kollidiert sein sollten, wer will uns dann beweisen, daß ein solches Zusammentreffen nicht schon zu Beginn der älteren Steinzeit möglich gewesen wäre? Ebenso gut wäre aber möglich, daß ein einziges bei seiner Ausbreitung nach dem Norden kommendes Volk von Sammlern bereits beide Typen in sich vereint enthielt. Beispiele haben wir ja genug für die Tatsache, daß in Europa schon in den frühesten prähistorischen Zeiten die Vermischung, nicht die Absonderung der Typen die Regel ist.

Wir können damit das anthropologische Gebiet verlassen und uns zu den anderen Seiten unseres Gegenstandes wenden.

---

[1]) Darüber wird in einem späteren Aufsatz in größerem Zusammenhang gehandelt werden.

Es scheint nun auch heute noch ziemlich allgemein angenommen zu werden, daß wenigstens die Archäologie und Kulturgeschichte eine scharfe Grenze zwischen älterer und jüngerer Steinzeit und deren Bevölkerung erkennen lasse; vgl. Kauffmann, Anz. f. d. Altertum 18, S. 27; R. Much, Stammeskunde S. 26[1]), und auch sonst wird vielfach ohne weitere Begründung vorausgesetzt, daß die Kultur der Indogermanen „neolithisch"[2]) gewesen sei. Aber ist die Kluft, die hier bestehen soll, wirklich mit Hilfe der Archäologie greifbar? Gewiß gilt auch heute noch für eine große Zahl der Kjøkkenmøddingerfunde, daß sie nicht in die typologischen Reihen[3]) eingeordnet werden können, und für viele spätere Funde, daß sie sich nicht auf Formen der älteren Zeiten zurückführen lassen. Aber man muß vorsichtig sein mit den Schlüssen, die man daraus zieht. Denn wenn auch (Kauffmann a. a. O.) „die Kontinuität der Typen durch lange Zeiträume hindurch eines der gewichtigsten Zeugnisse für die Kontinuität der Bevölkerung ist", so darf dieser Satz doch nicht einfach umgekehrt werden[4]): wenn für eine große Zahl von Typen die Kontinuität nicht festgestellt werden kann, so ist das noch kein Beweis gegen die Kontinuität der Bevölkerung, sondern zeigt nur eine scharfe kulturelle Grenze. Diese braucht nicht mit ethnischen Differenzen zusammenzufallen. Es ist nur natürlich, daß bei einem übermächtigen äußeren Kultureinfluß neue Typen aufkommen, deren Vorläufer nicht im Lande selbst, sondern in der Fremde zu suchen sind, daß alte Typen verdrängt werden und untergehen und überhaupt der Wechsel rascher wird, was sehr leicht zur Folge haben konnte, daß nicht alle Zwischenglieder, die tatsächlich existierten, in solchen Mengen produziert wurden, daß ihre Überlieferung in den Funden wahrscheinlich wird.

Die Kulturgeschichte aller Völker zeigt uns auf Schritt und Tritt zahllose Beispiele gerade für diese Erscheinung: geringere Ausbildung und Verbreitung und infolge davon rasches Verschwinden der Zwischenglieder[5]).

---

[1]) Weniger bestimmt Anz. f. d. Altert. 28, S. 364f.

[2]) Im nordischen Sinne!

[3]) Zur Orientierung über diesen Begriff vergleiche man Montelius, Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa I, S. 15ff.

[4]) Um nicht mißverstanden zu werden, stelle ich fest, daß auch Kauffmann (a. a. O.) dies natürlich nicht tut.

[5]) Vergl. auch S. Müller I S. 120 unten.

Es könnte sich also höchstens darum handeln, ob die Art[1]) des Auftretens und der Charakter der jüngeren kulturellen Errungenschaften uns irgendwelche Anhaltspunkte dafür gibt, daß dieselben der kulturelle Besitz eines einwandernden Volkes gewesen sein müssen, und nicht aus einer Kulturübertragung oder Kulturentwicklung innerhalb eines schon früher hier ansässigen Volkes erklärt werden können.

Greifen wir als eine der wichtigsten Erscheinungen der jüngeren Steinzeit die Grabformen heraus: das Steingrab in seinen verschiedenen Entwicklungsstadien. Über den Ursprung desselben sind die Meinungen geteilt. Während Montelius[2]) und S. Müller[3]) die Ansicht vertreten, das Steingrab sei aus dem Orient über Süd- und Westeuropa nach dem Norden gelangt, kommt L. Zinck, der letzte, der diese Frage im Zusammenhang untersucht[4]) hat, zu dem Resultat, die Steingräber seien spezifisch nordisch[5]) und hätten sich von dort aus nach Westeuropa durch Kulturübertragung verbreitet, die übrigen derartigen in Südeuropa, Nordafrika und dem Orient begegnenden Gräber ständen mit den nordischen in keinem genetischen Zusammenhang.

Welche von beiden[6]) Ansichten richtig ist, bleibt für unsere Frage ziemlich belanglos. Eine im Norden autochthone Grabform läßt sich natürlich in keiner Weise als Beweis für die Einwanderungstheorie heranziehen. Müllers These aber könnte höchstens für die Annahme verwertet werden, das Volk des jüngeren nordischen Steinalters sei aus Westeuropa eingewandert; das hat aber bisher noch niemand im Ernst zu behaupten gewagt. Umgekehrt hat man

---

[1]) In Betracht käme vor allen Dingen massenhaftes unvermitteltes Auftreten einer Menge neuer Erscheinungen.

[2]) Der Orient und Europa S. 46. 157 ff.; Chronologie der ältesten Bronzezeit S. 88.

[3]) A. a. O. I S. 69 ff.

[4]) Det nordevropaeiske Dysse-territoriums Stengrave og Dyssernes Udbredelse i Evropa, Kopenhagen 1901 (= Nordisk Arkaeologi, Stenalderstudier III). Ihm stimmt Kossinna, Zeitschr. f. Ethnol. 34, S. 179 bei.

[5]) Vor ihm auch schon andere, vergl. M. Much, Heimat der Indogermanen S. 163, auch Much selbst, der jedoch die Verbreitung der Steingräber nicht auf Kulturübertragung, sondern auf Völkerbewegungen zurückführt. Daß diese Auffassung ganz unhaltbar ist, zeigt Kossinna a. a. O. S. 180 ff.

[6]) Ich sehe ganz ab von einer dritten, nach welcher die Steingräber Grabanlagen vorindogermanischer Völker Europas wären (Schrader, Reallexikon S. 820); denn im Norden treten sie ja erst zu einer Zeit auf, für welche niemand den indogermanischen Charakter der Bevölkerung leugnet.

auf dem von der „Einwanderungstheorie" geforderten Weg durch Osteuropa diese Grabformen nicht gefunden[1]). Mithin kann dieselbe nicht zur Stütze jener Theorie verwendet werden.

Ein weiteres deutliches Charakteristikum der jüngeren Steinzeit ist das Auftreten der Haustiere, die das Volk der Muschelhaufen noch nicht[2]) besaß. Früher galt nun gerade die Viehzucht als eine der Hauptstützen der östlichen, ja geradezu der asiatischen Heimat[3]) der Indogermanen, welche diese Tiere also nach Europa mitgebracht haben müßten. Aber nach den neueren Untersuchungen läßt sich auch dies nicht mehr aufrecht halten; es ist vielmehr zweifellos, daß die sämtlichen neolithischen Haustiere Europas abgeleitet werden können von Wildrassen, welche seit jeher hier heimisch waren[4]), daß sie sich dagegen von den asiatischen Gattungen deutlich unterscheiden. Nach dem heutigen Stand der Wissenschaft darf also nicht einmal auf asiatische Herkunft der neolithischen Viehzucht, geschweige denn der neolithischen Viehzüchter geschlossen werden. Wie weit diese Wildrassen allerdings in Europa verbreitet waren, ist noch nicht genügend bekannt, als sicher ist aber zu betrachten, daß Norddeutschland und die westbaltischen Länder zum Verbreitungsgebiet des wilden Schweines und Rindes gehörten. In den Muschelhaufen fand man vor allen Dingen zahlreiche Knochen des Wildschweines[5]), während solche des Auerochsen allerdings sehr

[1]) Sie reichen in Deutschland bis zur Oder, östlich derselben sind sie nur noch vereinzelt anzutreffen, in Pommern bis zur Danziger Bucht und in der Gegend von Thorn, in den übrigen baltischen Ländern fehlen sie; vergl. Zinck S. 108f. In Osteuropa begegnen sie noch an den Küsten des Schwarzen Meeres und in Thracien, wohin sie natürlich sehr leicht ebenfalls aus dem Orient kommen konnten (S. Müller S. 71). Aber keine Spur weist von hier nach dem Norden durch die dazwischenliegenden Länderkomplexe.

[2]) Nur der Hund war bei diesem wohl schon gezähmt. Zwar Steenstrups Nachweis, daß die in den Muschelhaufen begegnenden Knochen von Hunden benagt sind, würde immer noch an Wildhunde zu denken erlauben, die regelmäßig an den Nahrungsplätzen des Menschen ihrerseits Nahrung suchten. Anderes legt jedoch die Annahme nahe, daß wirklich dauernde Lebensgemeinschaft zwischen Mensch und Hund damals anzusetzen ist, namentlich die Tatsache, daß gerade auch viele Hundeknochen in den Muschelhaufen begegnen; vergl. H. Winge, Aarbøger f. nord. Oldkyndighed 1888, S. 310ff. und Affaldsdynger S. 84ff. 102. 111. 121. 130f. 186f.

[3]) Besonders auch vertreten von V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere.

[4]) Man findet die Literatur am bequemsten in Schraders Reallexikon unter Pferd (S. 623), Rind (690ff.), Schaf (708), Schwein (742), Ziege (986f.); und Affaldsdynger S. 188ff., auch bei M. Much a. a. O. S. 230ff.

[5]) H. Winge a. a. O., besonders Affaldsdynger S. 86f.

selten sind, aber doch nicht ganz fehlen [1]). Es steht also nichts im Wege, daß die Domestikation in eben diesen Ländern erfolgt ist [2]).

Auch der Ackerbau galt lange als sicheres Zeichen einer von Osten kommenden Einwanderung eines ackerbauenden Volkes, ohne daß es jedoch dafür einen zwingenden Grund gäbe. In Betracht kommt für uns hier nur Weizen und Gerste, da nur diese beiden Getreidesorten in der Steinzeit im Norden nachweisbar sind; Hafer und Roggen treten erst in vereinzelten Fällen in der Bronzezeit auf und andere Getreidesorten sind noch jünger. Über die Herkunft des Weizens und der Gerste wissen wir auch heute noch nichts sicheres [3]). Es ist sehr wohl möglich, daß sie ähnlich wie die Haustiere auf einheimische Wildsorten zurückgehen, deren Ertrag vielleicht schon lange gesammelt wurde, wo ihn die Natur darbot, ehe man — vielleicht unter fremdem Einfluß — zu planmäßigem Anbau überging. Ebenso gut ist es aber möglich und vielleicht sogar wahrscheinlicher, daß sie auf fremden Ursprung zurückgeführt werden müssen; aber auch das würde uns keine sicheren Schlußfolgerungen erlauben. Es muß beachtet werden, daß wir bei einer ganzen Reihe von Kulturpflanzen aufs klarste die Übertragung von einem Volk zum andern feststellen können. So gut dies bei uns in späterer Zeit mit Hafer, Roggen und anderen Pflanzen der Fall war, ebenso gut war dies in früherer Zeit bei Weizen und Gerste möglich; fremder Ursprung der Getreidesorten würde noch nicht fremden Ursprung der Anbauer beweisen. So viel also hier auch noch zu klären ist, so kann bis jetzt jedenfalls auch der neolithische Ackerbau als Stütze für die Einwanderungstheorie nicht verwertet werden.

Wenden wir uns nun zu den in der jüngeren Steinzeit neu auftretenden Typen des archäologischen Materials. Es läßt sich nicht leugnen, daß tatsächlich solche begegnen, welche in engste Beziehung zu entsprechenden Funden anderer Länder zu setzen sind [4]). Was zeigt uns nun aber die nähere Betrachtung dieser Einzelheiten? Nichts geringeres, als daß ihr Verbreitungsgebiet Westeuropa

---

[1]) H. Winge a. a. O. und besonders Affaldsdynger S. 185. Zu beachten ist, daß die größten Knochen des Rindes des Markes wegen jedenfalls gespalten wurden; so kann sich ihre Seltenheit auf einfachste Weise erklären.

[2]) H. Winge, Affaldsdynger S. 190 glaubt, daß das gezähmte Rind, in Dänemark wenigstens, eingeführt sei; er stellt aber ausdrücklich fest, daß die zoologischen Tatsachen nicht dazu zwingen, dies anzunehmen.

[3]) Vergl. Schrader bei Hehn Haustiere und Kulturpflanzen [7] S. 554.

[4]) Es handelt sich hier natürlich nicht um die Formen, die nachweisbar vom Norden ausgegangen sind.

ist, sodaß S. Müller I S. 211 zu dem Schluß kommt: „Der Anstoß zu neuen Entwicklungen in der Steinzeit Skandinaviens[1]) scheint meist von Westeuropa ausgegangen zu sein, von wo aus man die neuen Ideen wiederum bis zu ihrem Ursprung in die Wiege der Kultur, den Orient, zurückverfolgen kann."

Wichtig sind z. B. die von S. Müller I, S. 197 abgebildeten Gefäße aus den Pyrenäen und England, Beispiele einer Form, die im ganzen Steinzeitgebiet West- und Südeuropas häufig ist und auch in Dänemark begegnet; vergl. Müller I S. 155. 211. Dann beachte man die von Müller I S. 153 rechts unten abgebildete Flasche, die auch in Norddeutschland und Holland nachgewiesen ist. Sie ist eine Nachbildung des Flaschenkürbis und trägt als solche den Stempel ihres südlichen Ursprungs deutlich an sich; und wenn uns auch zwischen Holland und dem Süden die Verbindungsglieder fehlen, so kann doch über den Weg der Verbreitung kein Zweifel bestehen. Der Flaschenkürbis, in Ägypten sehr früh nachgewiesen (vergl. O. Schrader, Reallexikon S. 484), muß von hier aus den Völkern Südeuropas bekannt geworden sein[2]); von diesen müssen Nachbarn, bei welchen die Pflanze nicht gedieh oder nicht gezogen wurde, deren praktische Verwendung, die ja auch heute noch in den Tropen allgemein ist, gelernt haben, und wurden dadurch veranlaßt, die Form in Ton nachzubilden.[3])

Auf denselben Weg weisen wohl auch gewisse Verzierungen hin, vor allem die tiefe Linearornamentik, die zu Beginn der jüngeren Steinzeit im Norden auftritt; diese unterscheidet sich wesentlich von der in derselben Zeit im südlichen und mittleren Deutschland begegnenden viel flacheren Band- und Schnurornamentik,

---

[1]) S. Müller meint damit natürlich das von ihm behandelte Dänische Gebiet.

[2]) Für die Römer haben wir, natürlich aus weit späterer Zeit, Belege; vgl. Colum. 11, 3, 49; und Plin. 19, 71, wo uns zugleich das Alter des Gebrauchs bestätigt wird: nuper in balnearum usum venere urceorum vice, jampridem vero etiam cadorum ad vina condenda.

[3]) Solche Nachbildungen fremder Formen in einheimischem Material sind nichts seltenes. So werden später auch importierte Bronzegefäße öfters mit den für die Gußtechnik charakteristischen Eigenheiten in Ton nachgebildet, oder Bronzewaffen in Stein, vergl. Much, Heimat der Indogerm. S. 29f. Umgekehrt werden Steingeräte in Bronze nachgeahmt, Much a. a. O. S. 27f. 120. Auch Nachahmung römischer Sigillata-Gefäße in einheimischem gewöhnlichem Ton begegnet; vergl. Gundermann, Fundbericht des Oberhess. Gesch.-Vereins S. 116 Nr. 8.

und findet ihre Entsprechungen einzig in ähnlichen Ornamenten Westeuropas[1]); sie ist also zum mindesten nicht geeignet, die Einwanderung ihrer Verfertiger aus dem Osten und Südosten zu stützen.

Für die große Mehrzahl der neuen neolithischen Typen des Nordens kennen wir allerdings die Herkunft nicht, und es ist fraglich, ob wir jemals viel mehr darüber erfahren werden. Aber die schon mehrfach genannten Ausführungen Kossinnas zeigen — ohne daß wir seine ethnologischen Schlüsse acceptieren müßten — jedenfalls soviel, daß diese Formen im Norden früher auftreten als in den mittel- und osteuropäischen Ländern. Auch sie bieten also keinen Anhalt dafür, daß ihre Verfertiger dorther gekommen sind, woher die Einwanderungstheorie die Germanen kommen läßt.

Wir haben also in der ganzen neolithischen Kultur des Nordens zwar vereinzelte mehr oder weniger deutliche Spuren eines westeuropäischen Kultureinflusses gefunden, aber keine greifbare Spur für die Einwanderung eines von Osten kommenden Volkes[2]).

Damit ist nach den Ausführungen auf S. 14 f. die These, daß wir in dem Kjøkkenmøddinger-Volk die Vorfahren der Germanen zu sehen haben, bereits indirekt als richtig erwiesen; es wird aber, denke ich, auch noch gelingen, den positiven Beweis dafür zu erbringen.

Zu diesem kann die Anthropologie allein nicht verhelfen. Wenn wir jedoch das Verhältnis des anthropologischen Materials zum archäologischen und das daraus auf die sozialen Verhältnisse der jüngeren Steinzeit fallende Licht beachten, so erhalten wir für unsere weitere Beweisführung eine sehr wertvolle Grundlage.

---

[1]) Vergl. S. Müller I S. 161, wo auch für diese Ornamentik derselbe Verbreitungsweg aus dem Orient über Süd- und Westeuropa angenommen wird, wie ihn M. für die Steingräber annimmt. Die ebenda genannte Ausfüllung der Ornamente mit kohlensaurem Kalk ist zu allgemein verbreitet, als daß sich über ihre Herkunft irgend etwas aussagen ließe; vergl. Zeitschr. f. Ethnologie 1895, Verhandlungen S. 119. 240. 462.

[2]) Ich betone das Wort „Volkes“; denn Abwanderung und Zuwanderung einzelner Personen oder Geschlechter ist eine Erscheinung, die selbstverständlich zu allen Zeiten möglich war; solche Zuwanderungen sind natürlich in den prähistorischen Perioden für uns nicht erkennbar, umsomehr als es sich meist um solche Zuwanderer handeln wird, welche der einheimischen Bevölkerung nicht sehr fern standen. Inwieweit wir in ihnen vielleicht die Träger auswärtiger Kultureinflüsse zu erkennen haben, läßt sich natürlich auch nicht mehr feststellen. Größeren Anteil an den kulturellen Fortschritten hatte wohl der Handelsverkehr mit den Nachbarn, der gewiß zu keiner Zeit gefehlt hat.

Wenn nämlich wirklich zu Beginn der jüngeren Steinzeit, wie man angenommen hat, eine Einwanderung eines höher kultivierten dolichokephalen Volkes in ein von einem tiefer stehenden brachykephalen Volke bewohntes Land stattgefunden hätte, so würde sich zweifellos keine einfache Mischung herausgebildet haben, sondern die Zuwandernden würden die Stellung der Herren der Urbevölkerung gegenüber eingenommen haben[1]). Die Folge davon hätte sein müssen, daß auf lange Zeit eine kulturelle Differenz zwischen den beiden Bevölkerungselementen hätte bestehen müssen. Wir müßten diese noch an den Fundumständen, die mit den beiden Schädeltypen verbunden sind, erkennen können.

In Wirklichkeit ist eine Differenz der Fundumstände nicht vorhanden. Lang- und Rundköpfe sind wohl öfters nach Gruppen geschieden, das zu erklären genügt jedoch die Annahme von Geschlechter- und Sippengräbern und landschaftlichen auf näherer Verwandtschaft beruhender Variationen, oft aber zeigt eine einzige Gruppe von Leichen beide Typen gemischt[2]), und vor allen Dingen: beide Typen sind umgeben von denselben Geräten und — was noch wichtiger ist — beigesetzt nach demselben Ritus: Beweis genug, daß eine völlige Verschmelzung beider Elemente zu einem Volk mit einheitlicher Kultur und Religion vorliegt. Da wir den Verschmelzungsprozeß sich nicht vor unseren Augen abspielen sehen, bleibt uns keine andere Möglichkeit übrig, als ihn weiter zurückzudatieren. Also muß entweder dies so gemischte Volk schon früher hier ansässig gewesen sein oder es müßte gemischt eingewandert sein. Wer die zweite Möglichkeit acceptiert, wird vor die Frage gestellt, was aus dem Kjøkkenmøddinger-Volk geworden sei, und er könnte nur eine totale Ausrottung desselben annehmen. Eine solche würde dem Geist jener Zeit gewiß nicht widersprechen, sie müßte aber zur Folge gehabt haben, daß jegliche Kontinuität der Kultur zwischen älterer und jüngerer Steinzeit fehlte. Gelingt es uns also, eine auch nur teilweise kulturelle Kontinuität neben den neuen Errungenschaften nachzuweisen, so ist dadurch die Kontinuität der Bevölkerung erwiesen, — und zwar kann nur die Kontinuität der

[1]) Es hätte sich ein Verhältnis ergeben etwa wie im antiken Griechenland oder in Indien. In derselben Weise stellt sich ja auch Steenstrup und ihm folgend Kauffmann Zeitschr. f. deutsche Philologie 31, S. 392 die nordischen Verhältnisse vor, wenn sie die Zweiteilung der nordischen Steinzeit leugnen; siehe oben S. 12 Anm. 2

[2]) Vergl. Virchow, Archiv für Anthropologie IV S. 70.

Gesamtbevölkerung, nicht eines Teiles derselben, in Betracht kommen, da, wie wir gesehen haben, die in der jüngeren Steinzeit begegnende Mischung der Typen alt sein muß.

In der Tat beginnt mit der genaueren Kenntnis der Altertümer sich die Kluft, die man früher zwischen älterer und jüngerer Steinzeit sah, zu füllen. „Nirgends“, sagt S. Müller I S. 46, „können große Unterbrechungen oder Sprünge der Entwicklung nachgewiesen werden; das Leben scheint sich langsam verändernd nach und nach die verschiedenen Formen angenommen zu haben, die wir heute an Altertümern und Denkmälern kennen. Wo soll man da die Grenzen setzen in diesem ununterbrochenen fortlaufenden Strom? Und doch müssen von Stelle zu Stelle Merkzeichen angebracht werden, damit das Ganze überblickt werden kann und die Veränderungen nicht der Aufmerksamkeit entgehen.“ Solche Merkzeichen sind eben Muschelhaufen und Steingräber, — als Charakteristika der älteren und jüngeren Steinzeit geeignet deshalb, weil sie besonders in die Augen springen; aber sie lassen sich keineswegs scharf gegeneinander abgrenzen, und ebensowenig ist dies bei anderen Erscheinungen möglich. Das Alte erlischt nicht plötzlich, sondern bildet sich fort, und das Neue kommt nicht mit einem Male alles gleichzeitig: Steingräber, Ackerbau, Viehzucht, geschliffene Geräte, wie es bei einer Einwanderung eines Kulturvolkes zu erwarten wäre, sondern zum Teil früher, zum Teil später in einem Zeitraum, der vielleicht einige Jahrhunderte umfaßt und den S. Müller direkt als eine Mittelsteinzeit zwischen die alte und die junge Steinzeit einfügt. Über das Vorhandensein dieser Übergangszeit spricht er sich auch Affaldsdynger S. 175 (ich gebe die Stelle in deutscher Übersetzung) zusammenfassend folgendermaßen aus:

„Noch hier (nämlich an den durch die Muschelhaufen gekennzeichneten Wohnplätzen) sitzend werden diese Menschen berührt von den Veränderungen in Zustand und Lebensweise, in Gerätformen und Fertigkeiten, welche vom jüngeren Steinalter mitgeführt wurden. Auf allen untersuchten Plätzen ist eine geringere Anzahl von Sachen gefunden worden, die nicht in den ältesten Zeitabschnitt gehören, sondern aus späteren Teilen des Steinalters stammen. Vorwiegend sind es Formen, die am Eingang der neuen Zeit stehen und nicht in den Steingräbern gefunden werden, den wichtigsten Denkmälern der jüngeren Steinzeit, die genaue Auskunft über die eingetretenen Veränderungen gegeben haben. Andere Formen kommen in den ältesten kleinen Steingräbern vor, aber nur ganz vereinzelte Stücke

gehören zu dem Kreise von Sachen, die in der Zeit der Riesenstuben und großen Steingräber zu Hause sind. Die jüngeren Sachen sind (wie im vorhergesagten im einzelnen angegeben wurde) stets in der obersten Schalenlage gefunden worden, meist zugleich über bestimmte Striche hin und am weitesten von der Küste entfernt. Gewöhnlich scheint die Aufenthaltsstätte allmählich weiter landeinwärts und an höhere Stellen verlegt worden zu sein. Hier hat zugleich die Anhäufung an mehreren Plätzen ein eigenartiges Gepräge und eine andere Zusammensetzung gehabt, indem die Weichtierschalen in der Zahl abnahmen und von einer dunklen Kulturschicht abgelöst wurden.

Aber wenn es darnach auch scheint, daß eine Veränderung in der Lebensweise oder zum mindesten in der Wahl der Nahrungsmittel eingetreten ist, so finden sich diese jüngeren Sachen doch immer in unmittelbarer Verbindung mit den älteren und oft auch in der eigentlichen Muschellage. Keine erkennbare Grenze scheidet also die Hinterlassenschaften der älteren und der jüngeren Zeit. Manchmal waren die jüngeren Sachen unfertig oder umgearbeitet. Man muß deshalb annehmen, daß sie am Orte selbst verfertigt und nicht von einem anderswo wohnenden Volk hergenommen sind. Kann auch für das wichtigste Geräte, die geschliffene Feuersteinaxt der neuen Art, keine gradweise Entwicklung aus älteren Formen nachgewiesen werden, so deutet doch die Behandlung des Tones auf einen gleichmäßigen Übergang, und jedenfalls zeigen verschiedene Steingeräte, die in unveränderter Gestalt von der älteren zur jüngeren Zeit herübergenommen wurden, daß die Verbindung zwischen beiden Zeitabschnitten nicht abgebrochen war.

Nichts deutet also darauf hin, daß an den untersuchten Wohnplätzen sich mit Beginn der jüngeren Steinzeit ein neues Volk eingefunden hat." Müller setzt allerdings hinzu: „Damit ist nicht ausgeschlossen, daß der große Fortschritt, der durch Ackerbau und Viehzucht, Verbesserung der Geräte und neue Behandlungsweise des Stoffes gekennzeichnet wird, an anderen Orten des Landes sich unter dem Auftreten eines neuen Volkes vollzog. Von dorther konnte die neue Kultur sich an diesen Wohnplätzen ohne Wechsel der Bevölkerung geltend gemacht haben." Aber dieser Zusatz ist wohl nur eine Verbeugung vor der alten Einwanderungstheorie.

Ich füge diesem Gesamtbild einige Einzelheiten hinzu.

Daß die Viehzucht bereits den Bewohnern der späteren Muschelhaufen bekannt war, haben die Untersuchungen

H. Winges[1]) deutlich gezeigt. Denn während die älteren Muschelhaufen nur Reste einer zweifellos wilden Rinderrasse und des Wildschweines[2]) aufwiesen und von diesen namentlich die erstgenannten nur in geringer Menge, fanden sich in jüngeren in immer wachsender Zahl die Reste von Abarten jener Rassen, die offenbar infolge der Domestikation[3]) in allem geringere Maße aufweisen, daneben dann auch Reste des Schafes. Noch spärlich sind diese Reste in den Haufen von Rosborg Sø, Christiansminde, Erholm[4]), mehr Ausbeute ergab Leire Aa, und besonders reich waren die Funde zu Ørum Aa und Aalborg[5]), an ersterer Stelle das Rind, an letzterer das Schwein stark überwiegend[6]).

Nicht mit derselben Sicherheit läßt sich der Ackerbau für die Zeit der jüngeren Muschelhaufen festlegen; es finden sich allerdings in Tonscherben und -Klumpen der Haufen zu Ørum Aa, Aalborg und Leire Aa (derselben, welche die großen Massen von Haustierresten aufweisen) Abdrücke von Weizen- und Gerstenkörnern, in den letzten beiden und unter diesen besonders zu Aalborg auch

---

[1]) **Aarbøger for nord. Oldkyndighed 1888**, S. 310 ff. und **Affaldsdynger** an versch. Stellen.

[2]) **Affaldsdynger** S. 86 f. 185.

[3]) Man vergleiche darüber besonders Winge, **Affaldsdynger** S. 188 ff., wo ausgeführt wird, daß alle Abweichungen des Hausschweines und -Rindes von dem europäischen Wildschwein und dem europäischen Urochsen nur Folgen der Entartung sind, wie sie die Zähmung notwendig mit sich bringen mußte. (Die frühere Literatur über diesen Punkt auch bei Schrader, Reallexikon S. 691. 747.) Weshalb dann allerdings Winge schließlich doch die Zähmung selbst in andere Länder (welche — sagt er nicht) verlegt, ist mir unerfindlich.

[4]) **Aarbøger 1888**, S. 320 ff. Die dort gemachten Angaben über **Ørum Aa** werden durch die späteren Untersuchungen (siehe Anm. 5) berichtigt.

[5]) Vergl. **Affaldsdynger** S. 146. 158 ff. 188 ff.

[6]) Derselben Übergangszeit wie diese dänischen **Kjøkkenmøddinger** scheint auch der Muschelhaufen von Groß-Dunsum auf Föhr anzugehören, in welchem ebenfalls bereits die Knochen unserer Haustiere gefunden wurden; vergl. Splieth, Mitteilungen des anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein 1896, S. 15 ff. Splieth setzt diesen Muschelhaufen allerdings in die Völkerwanderungszeit auf Grund einiger Scherben und eines „weberschiffchenförmigen Quarzits", der sonst nur in der Völkerwanderungszeit bekannt ist. Aber die Funde sind zu gering an der Zahl, um einen sicheren Schluß zu erlauben, — und bei dem Quarzit würde sich auch noch die Frage erheben, ob er nicht erst später in den Muschelhaufen gekommen ist; genauere Angaben über die Fundumstände, welche allein diese Frage entscheiden könnten, werden leider nicht gemacht.

zahlreiche verkohlte Körner derselben Arten [1]), aber diese Funde beweisen nicht ohne weiteres systematischen Anbau.

Gehen wir zu den Geräten über, so ist zunächst festzustellen, daß schon die Technik der Steinbearbeitung der älteren und jüngeren Zeit nicht durch eine scharfe Grenze geschieden ist, wenn auch im allgemeinen das geschlagene Werkzeug als Charakteristikum der älteren, das geschliffene als Charakteristikum der jüngeren Steinzeit gilt. Das Schleifen beginnt deutlich schon in der älteren Zeit. Es gibt eine bestimmte Beilform, das sogenannte stumpfnackige Beil aus Grünstein [2]), das stets nur mit Gegenständen der älteren Zeit zusammen gefunden wurde, bei dem aber die Schneide meist schon geschliffen ist. Erst viel später wird bei dem viel härteren Feuerstein der Schliff angewendet und zwar durchaus nicht sofort überall und ausnahmslos; geschliffene und ungeschliffene Werkzeuge wurden lange nebeneinander gebraucht und hergestellt. Gute Beispiele für diese Verhältnisse geben jene jüngeren Muschelhaufen, welche auch die Haustierreste und Getreidespuren aufweisen. In Ørum Aa [3]) z. B. fanden sich 6 Arbeitsäxte aus Urgestein, wie es scheint alle geschliffen, 5 Feuersteinäxte, davon zwei geschliffen, zwei mit schwachen Spuren von Schliff, eine ganz ohne solchen. Von zehn Feuersteinmeißeln waren einige nicht, einige teilweise und einer sorgfältig auf allen vier Seiten geschliffen. Span- und Scheibenschaber sind natürlich ungeschliffen. Daß beide Arten von Werkzeugen wirklich auch dort an Ort und Stelle hergestellt, nicht etwa die geschliffenen importiert worden sind, beweist uns der glückliche Umstand, daß auch Schleifsteine und Schlagsteine dort friedlich nebeneinander gefunden wurden. Ähnliche Mischung zeigt sich in den Funden von Aalborg und Leire Aa [4]). Und ebenso steht es mit den Steingräbern. Wie in den Muschelhaufen bereits die geschliffenen Werkzeuge auftreten, so kommen in den Gräbern noch lange ungeschliffene Werkzeuge vor.

Die Schleiftechnik tritt uns also nicht als eine ausgebildete Fertigkeit eines einwandernden Volkes, das diese Technik längst besaß, entgegen, sondern als eine Errungenschaft, die sich ein Volk erst in einem langen Zeitraum aneignete, indem es ganz natur-

---

[1]) Vergl. **Affaldsdynger** S. 144. 157. 171.

[2]) Vergl. S. Müller I S. 49. — Stumpfnackige Beile aus anderem Material sind jünger.

[3]) Vergl. **Affaldsdynger** S. 138 f.

[4]) Vergl. **Affaldsdynger** S. 152 ff. 165 ff.

gemäß bei der leichteren und zugleich notwendigeren Aufgabe, dem Schleifen des weicheren Materials begann und erst später zu der schwierigeren Bearbeitung des härteren Materials fortschritt.

Ähnliche Beobachtungen begegnen, wenn wir die Formen der Geräte betrachten. In der älteren Steinzeit finden wir im Norden wie überall in Europa allgemein ein Beil mit spitzem Nacken in zwei Abarten, die sich nur dadurch unterscheiden, daß das eine (das Gradbeil) zwei, das andere (das Querbeil) nur eine gewölbte Seite hat. Die Seiten laufen in Kanten zusammen, die Schäftung war beim Gradbeil parallel zur Schneide, beim Querbeil quer dazu[1]).

In der jüngeren Steinzeit setzt sich dieses Beil zunächst fort in dem geschliffenen dünn- und spitznackigen Beil aus Feuerstein, das nie in Muschelhaufen, aber auch nie in Steingräbern vorkommt. Es unterscheidet sich von dem älteren Beil nur durch den Schliff. Auch dies Beil ist allgemein in und außer Europa zu Hause, es ist eine Form, die unbehindert durch Völkergrenzen sich überall aus dem ungeschliffenen Steinbeil entwickelt hat.

Wieder mit einem Schritt weiter gelangen wir zu dem dünn- aber breitnackigen Beil, das vereinzelt in den Steingräbern vorkommt aber großenteils ihm zeitlich vorausliegt. Es ist das häufigste nordische Beil, war also ziemlich lange im Gebrauch. Die Unterschiede, die dieses Beil in seiner voll ausgebildeten Form gegenüber dem dünn- und spitznackigen zeigt, sind dreierlei. Es endet, wie schon der Name sagt, nicht mehr in einen spitzen, sondern einen breiten Nacken; die Breitseiten des Beils sind nur noch schwach gewölbt, und infolge davon treffen sie endlich drittens nicht mehr in Kanten zusammen, sondern es entstehen Schmalseiten. Aber diese Wandlungen sind nicht auf einmal eingetreten, ihr allmähliches Auftreten läßt sich vielmehr durch unzählige Zwischenglieder, die kaum von einander abweichen, illustrieren[2]).

Die große Masse der in den Steingräbern vorgefundenen Beile gehört nicht mehr zu diesem Typus. Sie sind auch nicht mehr

[1]) S. Müller I S. 36 nimmt für das Querbeil an, daß es nur zur Holzbearbeitung gedient habe, während das Gradbeil auch als „Jagd- und Kriegswaffe gedient haben kann", daneben allerdings auch zur Holzarbeit. Wahrscheinlich hat man bei der Bearbeitung von Holz das Gradbeil verwendet, wenn es sich darum handelte, Holz längs der Faser zu spalten, das Querbeil dagegegen, wenn die Faser durchschnitten werden sollte.

[2]) Vergl. S. Müller I S. 49 und die dort zitierten Arbeiten von H. Hildebrand und O. Montelius über das spitznackige Beil.

so einheitlich wie die Gruppen früherer Zeiten; denn mit der wachsenden Kultur treten jetzt, wie stets, größere Differenzierungen hervor. Besonders betreffen diese die Maße, während die Form viel weniger schwankt. Als gemeinsames Merkmal tritt uns jedoch deutlich die Beschaffenheit des Nackens hervor, der nun nicht mehr dünn sondern dick ist. Aber diese Eigenschaft ist weder in dieser Zeit ganz neu, noch tritt sie uns unvermittelt sofort in voller Ausbildung entgegen. Bei den schon erwähnten Beilen aus Grünstein, die uns die ersten Beispiele des Schliffs zeigten, sahen wir auch bereits einen stumpfen Nacken. Es ist kein Zufall, daß dessen erstes Auftreten bei Beilen festzustellen ist, die nicht aus Feuerstein sind. Dieser zerspringt bekanntlich beim Schlag vorwiegend mit scharfen Ecken und Kanten, so daß ein stumpfes dickes Ende sich nicht so leicht von selbst darbot. Man gelangte deshalb bei ihm erst viel später dazu, diese Form, die wohl für die Schäftung besondere Vorteile bot, herzustellen, und es fehlt in der Tat auch nicht an zahlreichen Übergangsformen, welche uns den langsamen Fortschritt in dieser Richtung erkennen lassen.

Daß von Sitte und Brauch aus der ältesten Zeit viel zu wenig bekannt ist, als daß man darauf weitgehende Schlüsse bauen könnte, ist natürlich; doch erhalten wir wenigstens über einen Punkt beachtenswerte Aufschlüsse durch die sogenannten Depotfunde, Funde, welche weder aus Gräbern noch aus Wohnungen stammen, sondern welche im freien Feld gemacht wurden unter Umständen, die deutlich zeigen, daß die Gegenstände, die sie enthalten, nicht etwa zufällig dorthin gelangt sind, sondern absichtlich niedergelegt wurden. Welche Gründe die Deponierung veranlaßt haben, darüber sind die Meinungen noch geteilt[1]). Soviel scheint mir indes sicher, daß sie nicht einheitlich erklärt werden dürfen: bei einigen liegen zweifellos wirtschaftliche Gründe vor, bei einem großen Teil gewiß aber religiöse, es sind Votivgaben.

Diese Votivfunde lassen sich nun verfolgen durch alle Zeiten bis in die Periode, die den großen Steingräbern noch vorausgeht. In diese Zeit gehören vor allem die großen Funde von Bernsteinschmucksachen[2]), die sich deutlich von späteren Schmuckgegenständen unterscheiden, und mit denen zusammen man auch einmal eine Art von Keilen gefunden, hat die ebenfalls der Zeit der Steingräber

[1]) Man vergleiche besonders Petersen, Offer- og Votivfund fra Danmarks forhistoriske Tid. Aarbøger 1890 S. 209 ff. und S. Müller I S. 422.

[2]) C. Neergaard, Ravsmykkerne i Stenalderen, Aarbøger 1888 S. 281 ff.

vorausliegt[1]). Auch ungeschliffene oder mangelhaft geschliffene Werkzeuge begegnen in solchen Votivfunden, und es ist keineswegs immer ausgemacht, daß dies unfertige Exemplare waren.

Aber nicht nur der Brauch an sich ist bis in die ältere nordische Steinzeit zurück zu verfolgen, sondern auch die Art, wie die Deponierung ausgeführt wurde, ist schon damals dieselbe wie in der späteren Steinzeit in der Bronze- und Eisenzeit; charakteristisch ist dafür, daß stets nur gleichartige Gegenstände zusammen deponiert sind: die Gelübde, die diesen Gaben vorausgingen, verpflichteten offenbar zur Opferung einer bestimmten Anzahl eines Gegenstandes, deshalb finden wir zwei Harzkuchen, zwei Armringe, 6 Beile u. s. w. bis zu den 2 oder gar 6 Bronzeluren und den 100 Goldbooten von Nors. Sehr oft scheinen sie auch durch einen großen Stein geschützt worden zu sein.

Diese Kontinuität der Votivgaben und die dadurch bezeugte über die Zeit der Steingräber zurückreichende Kontinuität gewisser religiöser Vorstellungen, sind gewiß auch keine geringen Zeugnisse für die Kontinuität der Bevölkerung.

Fassen wir zum Schluß die Resultate unserer Untersuchung nochmals zusammen, so ergiebt sich, daß — erstens die Versuche, eine Einwanderung der Germanen in den Norden zu Beginn der jüngeren Steinzeit zu erweisen, alle als mißglückt bezeichnet werden müssen, — zweitens, daß die Kultur der jüngeren nordischen Steinzeit zwar eine große Zahl von neuen Errungenschaften aufweist, daß diese aber nicht gleichzeitig und unvermittelt, sondern in einem langen Zeitraum ohne merkliche Sprünge auftreten, sodaß der kulturelle Zusammenhang zwischen der älteren und der jüngeren Zeit vollkommen gesichert ist. Aus diesen Tatsachen ist der Schluß zu ziehen, daß die Fortschritte, die uns in der jüngeren Steinzeit entgegentreten, nicht auf Einwanderung eines kulturell überlegenen Volkes beruhen, sondern daß das hier seit altersher ansässige Volk entweder selbständig oder unter fremdem Kultureinfluß in lange andauernder Arbeit die höhere Stufe erklommen hat.

Mit dieser Erkenntnis schließt sich auch die letzte Lücke, die man in der Kontinuität der Bevölkerung der westbaltischen Länder noch zu erblicken gewohnt war, und es ergiebt sich das Resultat, daß jene primitiven Menschen der Muschelhaufen die Ahnen der Völker waren, die in historischer Zeit von hier ausgehend einen

[1]) A. a. O. S. 296 Anm.

großen Teil Europas und anderer Erdteile besiedelt haben: der Germanen. Um nicht mißverstanden zu werden, setze ich ausdrücklich hinzu: nicht der Indogermanen, die eine viel weitere Heimat hatten und von welchen diese Gruppe nur einen kleinen Teil bildete.





